

weil die englischen Banken, wie es schien, keine Neigung hatten, die deutschen nicht besonders gesicherten Schatzscheine zu diskontieren, vielmehr belgische Schatzwechsel zu diskontieren versprochen, die die belgische Regierung auf Grund der Hinterlegung der deutschen Schatzwechsel ausgeben sollte. Und auch von deutscher Seite war diese Methode der Sicherung nicht durchzuführen. Abgesehen davon, daß die Reichsbank sich nicht zur Goldhinterlegung verstehen konnte, war auch die Industriebürgschaft nicht so ohne weiteres zu erreichen. In den Besprechungen mit maßgebenden Männern der Industrie zeigte sich zwar, daß die Industrie keineswegs ihre Mithilfe verweigerte. Sie knüpfte sie vielmehr an Bedingungen, die an sich nicht unbillig waren, über die aber bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit eine Einigung mit den Kontrahenten des Versailler Vertrages gar nicht zu erzielen gewesen wäre.

In diesem Stadium der Verhandlungen zeigte nun die deutsche Regierung, daß sie das Problem dieser Schatzwechsel in vollem Umfange begriff. Sie erklärte sich nach Verhandlungen mit der Reichsbank, der bestimmte Rückgarantien von Seiten des Reiches zugesagt worden waren, bereit, die Unterschrift der Reichsbank als Garantie für die Gesamtsomme der Schatzwechsel in Höhe von rund 255 Millionen Goldmark anzubieten. Sie knüpfte daran aber vornehmlich zwei Bedingungen. Einmal, daß der Goldschatz der Reichsbank als solcher nicht weiter angerührt werden sollte. Und zweitens, daß dem Reich die Zuzicherung der zweimaligen Prolongation der Schatzwechsel bis zu einer Gesamtlaufzeit von 18 Monaten, also bis in das Jahr 1924 hinein für den Fall gewährleistet werden sollte, daß nicht etwa in der Zwischenzeit das gesamte Reparationsproblem durch eine internationale Anleihe endgültig gelöst werden würde.

Dieser Vorschlag offenbarte einmal den ernstesten Willen, den Belgien diskontfähige Bürgschaften für ihre Schatzscheine zu geben. Denn mit der Unterschrift der autonomen deutschen Reichsbank, die ja für die Verwendung leicht einen Teil der Goldbestände ihrer Tresore hätte ausdrücklich abzugeben können, war ein voll mit Gold gedecktes Papier geschaffen, das die internationale Finanzwelt zweifellos diskontiert hätte. Andererseits aber betonte durch ihren Vorschlag die Reichsregierung erneut die Aufrichtigkeit des deutschen Moratoriumsgebüdes. Die wiederholten Erklärungen der Reichsregierung, daß Deutschland weitere Zahlungen nur zu leisten imstande sei, wenn ihm eine internationale Anleihe gewährt werde, ist kein außenpolitisches Scheinmanöver und keine Konzession an irgendwelche parteipolitischen Anschauungen. Diese Auffassung wird vom gesamten Deutschland, insbesondere auch von den Anhängern der Erfüllungspolitik, geteilt. Wenn die Reparationskommission trotz dieser loyalen und unverrückbaren Erklärung die Ausstellung von Schatzscheinen von Deutschland forderte, so konnte sie das nur unter der Voraussetzung, daß zur Zeit der Einlösung der Schatzscheine die Voraussetzungen für die Zahlungsmöglichkeiten bereits geschaffen waren. Die deutsche Reichsregierung faßte denn auch diese Schatzscheine gewissermaßen als eine Etappe zur großen internationalen Anleihe, als die Anleihefinanzierung einer fälligen Rate auf, der vielleicht eine ähnliche Finanzierung weiterer Raten so lange folgen mußte, bis einmal die internationale Reparationsanleihe zustande gekommen war. Wenn die Reichsregierung eine Prolongation bis zu 18 Monaten forderte, so war das ein Gebot der Vorsicht. Optimisten glauben ja, daß bereits sofort nach den amerikanischen Wahlen im November der Zusammentritt einer internationalen Reparations- und Anleihekonferenz möglich sein würde. Selbst wenn dieser Optimismus sich bewahrheiten sollte, so ist aber doch noch keinesfalls sicher, daß eine solche Konferenz nun gleich ein Resultat ergibt. Nach den bisherigen Erfahrungen muß man vielmehr annehmen, daß derartige Verhandlungen sich sehr lange hinziehen, und deshalb glaubte die deutsche Regierung, um ganz sicher zu gehen, eine längere Prolongation verlangen zu müssen. Es ist wohl sicher, daß niemand erfreuter als die Reichsregierung wäre, wenn die endgültige Lösung des Reparationsproblems möglichst schon vor dem ersten Fälligkeitstermin der Schatzscheine sich als möglich erweisen sollte. Aber sie konnte

nicht mit optimistischen Hoffnungen und mit ihren Wünschen rechnen, sondern mußte vorsichtigen geschäftsmäßigen Erwägungen Raum geben. Denn nur wenn man nach menschlichen Berechnungen annehmen durfte, daß die Schatzscheine, die Deutschland jetzt ausstellte, einmal aus der großen Anleihe bezahlt werden würden, konnte Deutschland, ohne seine Zahlungsfähigkeitserklärung selbst zu desavouieren, so weit in der Bestellung von Sicherheiten gehen, wie die Regierung zu gehen bereit war.

Ueber diese Vorschläge der deutschen Regierung ist ausführlich verhandelt worden. Und nicht nur das! Die belgischen Unterhändler haben sie als durchaus seriös anerkannt. Und wenn wir recht unterrichtet sind, haben sie sie auch mit allem Ernst und mit ausführlichsten Berichten über die Einzelheiten der Vorgänge in Berlin an ihre Regierung weitergegeben. Es scheint, als ob von vornherein die Gesamtschuld der Schatzwechsel von 18 Monaten von einigen der Unterhändler als etwas zu lang befunden ist. Aber der Notwendigkeit einer einmaligen Prolongation der Schatzwechsel scheint sich doch auch die Mehrheit der belgischen Unterhändler stimmungsgemäß nicht verschlossen zu haben. Jedoch die belgischen Delegierten besaßen keine Vollmacht zum Abschluß. Sie hätten ohnehin ihre Weisungen aus Brüssel empfangen müssen. Dort konnte man sich vorläufig nicht entschließen, das Prinzip der Prolongation offiziell anzuerkennen. Die belgische Regierung betont vorläufig den Standpunkt, daß der Beschluß der Reparationskommission nur von sechsmonatlichen Schatzwechsel spricht, und sie hält sich deshalb zunächst nicht für befugt, die Prolongation oder gar die Ausstellung der Schatzwechsel von vornherein auf längere Frist zuzugestehen. Aus den Mitteilungen, die die belgischen Delegierten der deutschen Regierung machten, geht nicht hervor, daß ihre Regierung das Maß der angebotenen Sicherheiten für ungenügend hält. Sollte diese Vermutung richtig sein, daß Belgien mit den Sicherheiten an sich einverstanden ist, sich andererseits aber an den formellen Wortlaut des Beschlusses der Reparationskommission gebunden hält, so ist es nicht ausgeschlossen, daß die belgische Regierung sich sofort an die Reparationskommission wendet, um eine Erweiterung ihres Mandats zu erwirken. Aber andererseits ist es natürlich auch möglich, daß die belgische Regierung von sich aus nach der Aussprache mit ihren Beauftragten diese noch einmal nach Berlin zurückschickt.

Auf alle Fälle dürfte Deutschland sowohl durch die Art seines Handelns, als auch durch die ersten und sachmännlich fundierten Vorschläge, die es gemacht hat, allen Anspruch darauf haben, daß in Belgien keine überstürzte Entscheidung getroffen wird. Die deutsche Regierung hat durch diese umsichtig geführten und durchaus nicht etwa durch innerpolitische Rücksichtnahmen diktierten Verhandlungen bewiesen, daß sie den Gläubigern Deutschlands jede Gelegenheit bieten will, sich bezahlt zu machen, wenn diese Gläubiger auf der anderen Seite die Rücksicht walten lassen, die man einem bis aufs äußerste geschwächten Schuldner gewähren muß, wenn man ihn gesunden lassen und zahlungsfähig erhalten will. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß die politische Atmosphäre während der letzten Wochen sich wesentlich verbessert hat. Und es ist deshalb zu hoffen, daß diese Besserung auch ihren Ausdruck in den Entscheidungen der belgischen Regierung und eventuell in den neuen Entscheidungen der Reparationskommission zu Paris finden wird.

#### Das Donauabkommen ratifiziert.

Im französischen Ministerium des Äußeren haben sämtliche Vertreter der am Donauabkommen beteiligten Staaten dessen Ratifizierung durch ihre Regierungen niedergelegt.

#### Die Pressenot.

In einer „kleinen Anfrage“ verweist der Landtagsabgeordnete Buchhorn auf die Vorklänge des Vereins Deutscher Zeitungsverleger gegen die Pressenot. Er fordert die preussische Staatsregierung auf, beim Reich mit größter Beschleunigung für die Durchführung der Vorschläge einzutreten.

## Ein Veteran der Journalistik.

Dr. Arthur Bernstein 60 Jahre alt.

Heute vollendet der Sanitätsrat Dr. Arthur Bernstein in Charlottenburg sein sechzigstes Lebensjahr. Ein Arzt, der in jugendlicher Frische eine umfangreiche Praxis betreibt und gleichzeitig unverändert wie seit Jahrzehnten eine beispiellos fruchtbare journalistische Tätigkeit auf politischem Gebiete entfaltet. Arthur Bernstein ist ein Berliner, der nach Abschließung seiner Examina zunächst als Schiffsarzt die verschiedensten Teile des Erdballes besuchte und die Erfahrungen, die er dort sammelte, sehr früh literarisch auswertete. Insofern ein echter Sohn seines Vaters, jenes alten Bekämpfers demokratischer Ideen, der als langjähriger Redakteur der „Berliner Volkszeitung“ nicht minder bekannt, wie als Verfasser der naturwissenschaftlichen Volksbücher in den weitesten deutschen Volksschichten populär war. Sehr bald fand Arthur Bernstein den Weg zur politischen Publizistik. Er trat als Leitartikler in die Redaktion der „Berliner Morgenpost“ ein, war ein reger Mitarbeiter der „B. Z. am Mittag“ und hat auch in den letzten Jahren für die „Vossische Zeitung“ manchen trefflichen Artikel geschrieben. Humor und gesunder Menschenverstand, der sich durch keine Neugierigkeiten beirren läßt, sind die hervorragendsten Charaktereigenschaften Bernsteins, die sich auch in seinen Auffassen widerspiegeln. Sie wärzten auch seine politischen Reden, in denen er erhaben über jede enge Parteiboltrinschon zu den Zeiten der freisinnigen Partei und der fortschrittlichen Volkspartei die Wege zu vollstümlicher Demokratie wies. Wenn Bernstein im Streit um medizinische Fachfragen das Wort ergrieff, so zeigte sich auch hier, daß bei allem Verständnis für den Fortschritt das Schillern neuer Ideen ihn nicht davon ablenken konnte, sie auf ihren echten Gehalt zu prüfen. Er war stets bereit, den gefundenen Fortschritten Geltung zu verschaffen, war aber andererseits allen Uebertreibungen abhold. Er verleugnete nicht die strenge Schulung seines Lehrers Rudolf Virchow, dem er über das Grab hinaus in Treue anhing. Die Treue, die er auch den Lebenden hielt, hat ihn aus allen, die wir mit ihm durch Jahrzehnte zusammenarbeiten, zu einem lieben Kameraden gemacht, dem wir noch auf Jahrzehnte vollste Richtigkeit zu fernere Mitarbeit wünschen.

## Der polnische Poststreik beendet.

Drahtmeldung.

Warschau, 9. September. (Polnische Tel.-Ag.)

In Verhandlungen zwischen dem Minister für Post- und Telegraphen und der obersten Verbandsleitung der Post- und Telegraphenbeamten ist gestern eine Einigung zustande gekommen. Die Arbeit soll heute wieder aufgenommen werden.

## Die verschleuderten Patente.

Aus Washington wird gemeldet: In der vom Generalstaatsanwalt in Wilmington (Delaware) gegen die Chemical Foundation eingeleiteten Klage, in der verlangt wird, dem Kurator des feindlichen Eigentums alle früheren deutschen Patent- und Handelsmarken-Rechte zurückzuerstatten, welche die Chemical Foundation in den Händen hat, deren Präsident der bisherige Kurator des feindlichen Eigentums Garvan ist, machte der Vertreter der Klage geltend, daß das jetzige Farbstoff-Monopol ins Leben gerufen wurde, um während des Krieges die deutschen Erzeugnisse zu ersetzen, daß ferner der Kurator am Ende von Wilsons Amtsperiode der Chemical Foundation 4813 Patente und 876 Handelsmarken übertragen hatte, die Millionen von Dollars wert seien und wofür nur eine gänzlich unzureichende Entschädigung gewährt worden sei.

## Die Massary-Premiere.

„Madame Pompadour“ im Berliner Theater.

„Madame Pompadour“, Leo Falls letzte Partitur, instrumentiert mit ausgefuchter Sorgfalt und zartester Benennung der Holzbläser, widerlegt die marktläufige Ansicht, als habe sich der Meister ausgefuchter. Fall hat sich nur ausgefuchter; in der „Spanischen Nachtigall“, im „Heiligen Ambrosius“, war er, wie sich gestern zeigte, doch nur ein schlafender Homer. Jetzt hat er sich wiedergefunden, und in dieser letzten Arbeit, getragen von Kunstwillen und Inspiration, begegnet man wieder dem Komponisten der „Schönen Nisette“ und der „Rose von Stambul“, dem lebenswichtigen Melodiker, dem findigen Rhythmikler, der an beste Wiener Ueberlieferungen anknüpft, ja, sie fortsetzt, ohne diese Verjüngung des klassischen Genres dem Step und Trotz zu zuliefern. Beschreibt er sich wirklich einmal dem Zeitgeschmack, wie in dem Schimmy, den man gestern hörte, so verhilft er diese rohe Tanzform unzureichend gezähmter „Coons“ und labt den Kenner mit einem witzig eingeschmuggelten Zitat aus Bizet, das einen an diesem hingebend musizierenden Wiener bisher nicht beobachteten Sinn für Parodie verrät. Das Ganze, ein abendfüllender Duetakter, ist gute Operettenkunst für anspruchsvolle Leute.

Die Librettisten Schänzer und Welisch haben mit Einfällen auch nicht gerade geknausert und um die geschichtliche Pompadour einen bunten Gestaltenkreis geschart, den Pamphletisten, dem der Weg vom Zigeuner zum höfischen Reinschmied nicht gut bekommt, einen König, der sein Geweih mit der Gelassenheit der Einsalt trägt, den Liebhaber, der angriffslustig aufs Ganze geht, und ein paar wirklich anmutige Frauenrollen. Man begreift, daß Fall sich an dieser Vorlage wieder zu der alten Höhe ausgerichtet hat.

Natürlich war Frigi Massary die berühmte Bühlerin; sie ist ja, wie ihre Prinzessin Malala mal von sich singt, das Beste, was man in dem Genre haben kann, und zu dem aufreizenden Couplet des letzten Aktes, das nichts mehr verschweigt, möchte man einer andern kaum raten. Es heißt, die Diva nicht herabmindern, wenn man die hinlänglich oft gemachte Feststellung wiederholt, daß an ihren beispiellosen Erfolgen auch der Juwelier, der Schneider und die Puzmacherin ihren Anteil haben. Das war gestern wieder ein Raufsch von gleichem Gestein, von Spiegelsammet und Brotat, von kostbaren Seidenhüllen in Altrosa und Altgelb, dazu eine bestrickende Pleureuse von jenem klassischen Blau, das in der Sprache der Modistinnen „bleu“ heißt; unziemlich wieheln, könnte man da von einer Pleureuse sprechen.

Nicht leicht hatten es die andern in der Umgebung einer Künstlerin von so hinreißender, von so unvergleichlicher Rasse. Doch sie bestanden, unter ihnen Erik BirL, der Bellantist dieses von Zenören verlassenen Genres, Roberts mit der gelentigen Komik seiner grotesken Gliedmassen, Leonhard Hasel. Auch sonst hat die Direktion beträchtliche Aufwendungen gemacht, sich eine prachtvolle, auf ein sterbendes Foto abgestimmte Ausstattung von Pirchan stellen lassen, und für einen Chor (wunderlich in diesem Zeitalter der unerschwinglichen Mindestgagen, das die Operette ohne Chor geboren hat!), dazu für ein ernst zu nehmendes Orchester gesorgt, das der Komponist mit Anmut führte.

Weinhard und Bernauer haben gestern unter wohlthuendem Verzicht auf Step und Trotz mit lauterer Stimmführung einen stürmischen Erfolg erzielt. Das Publikum raste, dies gewiß verwöhnte Publikum, das, polglockt, ausgerüstet mit vatulastarken Börsen und angezogen nach der letzten Vorschritt, eine Seshenswürdigkeit für sich war, eine Revue der neuen Mode, die diesen Winter für die Damen enge, lange und geraffte Kleider zu belibien scheint, für die Herren den inzwischen doch fast abgetommenen Grad, den Smoking auf Taille und den geknöpften Salko, der die Einkünfte der Langfinger empfindlich kürzen soll. Und dies Publikum, wie gesagt, es raste.

#### Ein vorbildlicher Vater.

Der vor kurzem verstorbene Lord Louis Harcourt war der einzige Sohn Sir William Harcourts, des hervorragenden Finanzministers im Kabinett Gladstones. Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war ein ungewöhnlich inniges. „Lulu“ Harcourt war, obwohl er das Zeug zu einem selbständigen Politiker hatte, bis zum Tode des Vaters sein Privatsekretär und Gehilfe. Die Wurzeln dieser engen Gemeinschaft liegen offenbar schon in den frühesten Kinderjahren Lulus. Die Mutter war bei der Geburt des Sohnes gestorben, und der Vater suchte sich, wie Gardiner in seiner soeben erscheinenden Biographie Sir William Harcourts erzählt, dadurch zu trösten, daß er sich vollständig seinem Sohne widmete. Er ging dabei so weit, daß er ihn von frühester Kindheit an als gleichberechtigten Kameraden behandelte. Als der Junge noch keine fünf Jahre alt war, ließ der Papa die üblichen Einladungen in folgender Form drucken:

„Mr. William Harcourt

und

Mr. Louis Harcourt  
zu Hause.“

Die Sing-Adademie hat mit ihren Uebungen begonnen und bereitet die neuen Choral-Motetten von Georg Schumann vor. Aufnahme singender Mitglieder Dienstag und Freitags von 4-5 Uhr in der Sing-Adademie.

## Fontane und Hauptmann.

Erinnerungen

von

Friedrich Fontane, Neuruppin.

Auf einem Fensterbrett seines Arbeitszimmers pflegte Theodor Fontane jene Novitäten vom Büchermarkt aufzustapeln, die ihm Verfasser und Verleger zwecks „gelegentlicher gütiger Berücksichtigung“ in der Lante Boh ins Haus sandten. Einstweilen „zurückgelegt“, meist nicht einmal aufgeschritten, bildeten sie den Nummer der staubwischenden Hausfrau. Sie, die neuesten Erzeugnisse der Deutschen Muse, zarte lyrische Blüten bis hinab zu den wilden Schölllingen des bösen Naturalismus, lagen in noch unangefasteter Jungfräulichkeit friedlich neben- und aufeinander gestümt.

„Da mahnt mich heute einer Deiner Kollegen wegen eines schon vor Wochen eingereichten Theaterstücks.“ Mit diesen Worten empfing mich eines Mittags der alte Herr. Und ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er unumittelbar fort: „Ich hatte es natürlich zu dem „Uebrigem“ gelegt, bin aber froh, es gleich gefunden zu haben, was eigentlich ein Wunder war. Bücher, die man gerade braucht, sind nie da. Verkrant, verpumpt! Na, Du weißt ja, Mama, und gar erst Weite in dieser Beziehung! ... Uebrigens der Brief Deines Kollegen klingt sonderbar, etwas ungeschickt im Ausdruck (Du hättest Dich besser aus der Affäre gezogen). Kennst Du ihn? — Er heißt Udermann“, is' wohl nur 'ne unbedeutende Nummer? — Als gebotener Ruppiner appelliert er an meinen Lokalpatriotismus; na, wenn der Bescheid wüßtel! — Der junge Dichter wollte sich gewiß gern gedruckt sehen, muß jedenfalls einen Teil, wenn nicht das Ganze herappen. Ist schließlich auch egal, wenn keinen Armen trifft. Ich habe dem Ruppiner den Gefallen getan und zu lesen angefangen. Natürlich Schulaufgaben. Die beiden ersten Akte sind großartig, besonders der zweite. Wenn nur das noch Kommende nicht stark abfallen wird, ich fürchte fast. Nachmittags will ich gleich weiterlesen.“

Welchen gewaltigen Eindruck dieses „fabelhafte Stück“, diese geniale Erfindungshöpfung Hauptmannscher Dramatik, bei Theodor Fontane hinterließ, wie er gleich Otto Brahm und Fritz Mauthner — an die er schon andern Tags sich referierend wandte — zu den Mitentdeckern des neuen großen Talents gehört, das darf als bekannt vorausgesetzt werden und ist in die Literatur- und Bühnengeschichte bereits übergegangen.

\*) Die erste Auflage von „Vor Sonnenaufgang“ erschien in Courads Buchhandlung, deren einer Inhaber ein Herr Udermann war.